

Klein, W. (2000). Der Mythos vom Sprachverfall. *Jahrbuch 1999. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften* (pp. 139-158). Berlin: Akademie Verlag.

Wolfgang Klein¹

Der Mythos vom Sprachverfall

Vide, domine deus meus, et patienter, ut vides, vide, quomodo diligenter observent filii hominum pacta litterarum et syllabarum accepta a prioribus locutoribus, et a te accepta aeterna pacta perpetuae salutis neglegant: ut qui illa sonorum vetera placita teneat aut doceat, si contra disciplinam grammaticam sine adspiratione primae syllabae hominem dixerit, magis displiceat hominibus, quam si contra tua praecepta hominem oderit, cum sit homo.

Ich sehe im leichten Dunkel hier, daß einige unter ihnen ein wenig verrätselt sind. Keine Angst, ich habe nicht vor, diese ganze Rede auf Latein zu halten, obwohl es ja einer Akademie wie der unseren, zumal in der letzten Rede in diesem Jahrtausend, glaube ich gut anstünde, wenn man noch einmal diese alte verklingende Tradition beleben würde, gleichsam ein Schwanengesang. Aber mein Latein ist recht rostig geworden, das Ihre ist es wahrscheinlich auch, sodaß es wahrscheinlich eher ein Rabengekrächse würde als ein Schwanengesang, schlecht zu verstehen und auch schlecht anzuhören, zwei Eigenschaften, die man eigentlich bei jeder Rede, sei es nun feierlich oder nicht, vermeiden sollte. Vor dreihundert Jahren, als diese Akademie gegründet wurde, hätte man sich das nicht leisten können. Da bestand die ganz klare und unhinterfragte Vorstellung, daß ein würdiger Gegenstand, ein würdiger Anlass auch eine würdige Sprache erfordert, und das konnte auf keinen Fall Deutsch sein, vielleicht schon Französisch - aber eigentlich gab es nur eine, nämlich das Lateinische, das man für einen solchen Zweck verwenden mußte. Diese Vorstellung ist Teil einer allgemeineren Denkweise über Sprache und Sprachliches, zu der auch das, was ich hier den Mythos vom Sprachverfall nenne, gehört.

Es ist dies eine umfassende Vorstellung, die in ihrer klassischen Form zumindest drei Bestandteile hat. Der erste ist die Idee, daß Sprachen nicht gleichwertig sind. Man kann sie in gewisser Weise abstufen. Das ist keine ganz triviale Idee; heute würden die meisten Sprachwissenschaftler sie

¹Dies ist, von der Korrektur einiger Versprecher abgesehen, die unveränderte Nachschrift einer freien Rede, die bei der Festversammlung der Akademie am 25. 6. 1999 gehalten wurde. Ich danke Marlene Jonas für die Transkription der Tonbandaufnahme.

wahrscheinlich entschieden bestreiten, obwohl ich mir selbst nicht im klaren darüber bin, ob sie das in ihrer Praxis tatsächlich so meinen. Aber damals jedenfalls hatte man diese Idee. Die zweite Komponente, davon logisch ganz klar zu trennen, ist die Vorstellung, daß das Latein und einige ihm vergleichbare Sprachen den ersten Rang einnehmen. Vergleichbare Sprachen - das sind zum Beispiel Hebräisch, Griechisch, in etwas späterer Zeit bei uns auch das Sanskrit. Die dritte Vorstellung, die davon wiederum zu trennen ist, ist der Gedanke, daß Veränderungen in einer solchen Sprache, also zumal dem Lateinischen, unbedingt Verschlechterungen sind, das es einen Verlust darstellt, einen Verfall der Sprache, wenn sich das Lateinische in irgendeiner seiner Formen verändert. Diese Vorstellungen waren sehr fest. Woher kommen sie?

Wie bei allen solchen Mythengeflechten, deren Geschichte und Ursprung sich im Dunkel der Vorgeschichte verliert, kann man das nicht so genau sagen; aber ich glaube, man kann auch hier wiederum drei Ursachen auseinander halten. Die erste dieser Ursachen ist natürlich der Mythos vom goldenen Zeitalter, also die Vorstellung, daß alles früher sehr sehr viel besser war. Wir alle wissen, daß das falsch ist. Wenn man in die Geschichte schaut, ist eigentlich früher fast alles immer sehr viel schlechter gewesen; da wurden die Zähne noch ohne Betäubung gezogen, aber wahrscheinlich bezieht sich diese Vorstellung auf eine Zeit, wo man überhaupt kein Zahnweh hatte und auch auf die Zeit, wo den Menschen die Sprache durch Gott gegeben wurde: es war also gleichsam eine Aheilige Zeit@. Und dies bringt mich gleich auf den zweiten Punkt, der zur Entstehung dieser Denkweise geführt hat. Diese besonderen Sprachen, zumal das Lateinische, das sind die Sprachen der kanonischen Schriften - im Grenzfall auch der heiligen Schriften; bei Latein kann man letzteres nicht ganz so sagen, obwohl man schon sagen muß, daß im Abendland die Bibel primär in ihrer lateinischen Form gewirkt hat. Es sind aber jedenfalls die kanonischen Schriften, deshalb kommt ihnen wegen des Gegenstandes, auch ein besonderer Status zu. Der dritte Grund ist ganz anderer Art. All diese Sprachen, das Lateinische zumal, haben einen sehr grossen Formenreichtum. Sie kennen das alle noch, man sagt *amo, amas, amat, amamus, amatis, amant*. Das heisst, ein Wort als bedeutungstragendes Element kommt nicht nur in einer Form vor, sondern in sehr vielen Abwandlungen, und dies ist eine Eigenschaft, die nicht nur dem Latein zu eigen ist, sondern noch in stärkerem Masse beispielsweise dem Sanskrit oder dem Griechischen. Deshalb ist das Abgehen von einem solchen Formenreichtum, wie man es dann zunehmend beobachtet, in jedem Fall ein Verlust. Man kommt von reicheren Formen zu ärmeren Formen; deshalb ist eine Veränderung immer ein Verfall. Dies glaube ich, sind die drei entscheidenden Gründe, die in irgendeiner diffusen Weise hier zusammengewirkt haben.

Es hat nichts genutzt. Wenn man sich den Lauf der Geschichte betrachtet, muß man sagen, daß die

weniger vollkommenen Sprachen, die Volkssprachen, sich durchgesetzt haben. Mit Volkssprachen meine ich zunächst einmal jene Sprachen, die sich aus dem Latein über das Vulgärlatein zu den romanischen Sprachen entwickelt haben, also Französisch, Spanisch, Italienisch und dergleichen, Rumänisch. Aber ich meine auch beispielsweise das Deutsche, das ja - Sie werden es wissen - eigentlich Volkssprache heisst, von dem Wort *diot*, das Volk bedeutet. Diese Sprachen haben sich durchgesetzt. Wie kommt das? Schwer zu sagen. Ein Darwinist würde wahrscheinlich behaupten, naja, es ist halt offenkundig so, daß diese Sprachen für ihre Zwecke besser geeignet waren: sie waren besser angepasst, sie haben das, was sie leisten sollen, besser geleistet. Ich selbst glaube nicht, daß das wirklich der Fall ist, ich glaube, daß man auf geschichtliche Verhältnisse eine darwinistische Betrachtungsweise nur in Grenzen anwenden kann. Daß zum Beispiel das Englische im Augenblick ein so ungeheures Übergewicht hat, liegt sicherlich nicht - oder jedenfalls nicht allein, sollte man vorsichtshalber sagen - an den ungeheuren strukturellen Vorzügen der englischen Sprache, sondern es hat eine Reihe anderer Gründe. Wie immer, die Volkssprachen haben sich durchgesetzt. Vielleicht wäre es einmal interessant, in diesem Prozess der langwierigen Durchsetzung, die sich über gut tausend Jahre erstreckt, zu erfahren, was diejenigen, die an ihr beteiligt waren - manchmal *nolens volens* übrigens - selbst darüber gedacht haben. Es gibt leider relativ wenig Zeugnisse, die das in klarer Weise belegen; aber ein sehr schönes findet sich bei einem unserer ersten bedeutenden Dichter, Otfried von Weisenburg, der um das Jahr 850 eine Evangelienharmonie in deutschen Reimversen geschrieben hat. Er hat nicht nur dieses geleistet, sondern hat sich auch über die deutsche Sprache selbst geäußert, und zwar sagt er - jetzt muß ich nochmal auf= Latein gehen - die deutsche Sprache sei *inculta et indisciplinabilis et insueta capi regulari freno gramaticae artis*, das heisst also unzivilisiert und undisziplinierbar und nicht gewöhnt, in die strengen Zügel der grammatischen Kunst genommen zu werden. Er hat es immerhin geschafft, und so besteht eigentlich ein eigentümlicher Widerspruch zwischen der Notwendigkeit - wie er sie empfunden hat -, die heilige Schrift auf Deutsch wiederzugeben, und seiner Einschätzung der Möglichkeiten dieser Sprache selbst. Einige Jahrhunderte später finden wir ein anderes, berühmteres Zeugnis, nämlich Dantes Traktat *De vulgari eloquentia*. Dante hat sich zur Brauchbarkeit des Italienischen als einer Sprache der Dichtung, nicht einer heiligen Schrift geäußert, und er hat die Volkssprache bereits gelobt und hat ihre Vorzüge deutlich herausgestrichen - Vorzüge vor allem im lexikalischen Bereich, die das Italienische seiner Zeit über das Lateinische hinausheben. Die Einstellung hatte sich also vier Jahrhunderte später deutlich gewandelt. Ich kann nicht diesen Prozess hier im einzelnen nachzeichnen. Man mag sich fragen, wann er eigentlich zu Ende gekommen ist, wann die Volkssprachen wirklich gesiegt haben. Und wenn man so ein wenig

darüber nachdenkt, kommt man darauf, daß das eigentlich ungefähr die Zeit der Renaissance sein muß, also eine Zeit, die wir zunächst einmal als eine Wiederbelebung der Antike empfinden, so heißt das Wort ja eigentlich auch. Aber wenn man sich= überlegt, könnte man vielleicht auch zu der Meinung kommen, daß man gleichermassen die Renaissance als ein letztes großes Aufflammen der antiken Tradition ansehen kann, bis diese Glut dann erloschen ist, bis auf einige Reste in der Kirche oder in der Akademie oder dergleichen. Jedenfalls ist es so, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Volkssprachen sich durchgesetzt haben.

Und nun geschieht etwas sehr sehr Eigentümliches. Es stehen nämlich Männer auf - damals gab es nur Männer in diesem Bereich - die in dem Augenblick, als die Volkssprachen sich durchgesetzt haben, auf einmal das Bedürfnis empfinden, diese Sprachen zu reinigen und zu schützen. Was entsteht, sind die Sprachvereine und die Akademien. Die erste Akademie in diesem Sinne, die *Accademia de la crusca* in Florenz hatte das ausdrückliche Ziel, die italienische Sprache zu reinigen und zu schützen. Dieses ist eigentlich, wenn man es sich überlegt, ein recht bizarrer Gedanke. Denn wovon wird diese Sprache, die italienische Sprache dieser Zeit, eigentlich geschützt, vor welchen Einflüssen, was wird eigentlich hier gereinigt? Die Sprache ist ja zunächst einmal ein Produkt des *vulgus*, der unteren Volksschichten. Das sind aber genau jene, die Unreinheiten hineinbringen, denn was aus dem Lateinischen hineinkommt, wird eigentlich nicht als unrein empfunden. Das heißt, die Florentiner Akademie und einige weitere, auf die ich noch komme, haben eigentlich den Sinn, die Sprache, so wie es sie damals gab, vor ihren eigenen Schöpfern zu schützen. Die *Accademia de la crusca* war, wie gesagt, die erste dieser Akademien. Die mit Abstand berühmteste ist natürlich die *Académie Française*, die aus einem Sprachverein hervorgegangen ist. Unsere Akademie, kann ich freilich sagen, hatte nicht dieses ursprüngliche Ziel. Zwar hat Leibniz bereits gefordert, daß man sich auch mit der deutschen Sprache beschäftigen sollte, und es hat ja auch eine Reihe von Wirkungen gezeitigt. Aber er hatte eigentlich nicht die Vorstellung, daß die Akademie primär der Sprachreinigung dienen sollte, sondern sein Ziel war durchaus auch ein wissenschaftliches.

Wie kann man die Arbeit dieser frühen Akademien eigentlich würdigen? Mir scheint, wenn man es im nachhinein betrachtet, ist ihre Wirkung eine durchaus negative. Man kann es eigentlich am deutlichsten sehen an der *Académie Française* und an ihren verschiedenen Wörterbüchern und Grammatiken. Ich glaube, daß keine einzige Akademie, kein einziger Sprachverein, ausser vielleicht durch die Gedichte, die dort gelegentlich geschrieben worden sind, jemals irgendwie etwas Kreatives zur Entwicklung einer Sprache beigetragen hat. Es ist immer so gewesen, daß man versucht hat, die Entwicklung zu hemmen, bestimmte Wörter, die neu aufgenommen worden sind, wiederum auszumerzen. Es ist nie der Versuch gemacht worden, die Sprache weiterhin zu entfalten.

Ich überlasse es Ihnen im Moment, darüber einmal nachzudenken, und mache einen Schwenk zu einem Land, in dem man keine solche Akademie gegründet hat - man fragt sich, ob dies ein Zufall ist; das ist England. Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, weil die Idee, die englische Sprache von fremden Einflüssen zu reinigen, vollkommen grotesk ist. Das Englische ist nämlich eine Mischsprache. Man stelle sich vor, die Engländer wären um das Jahr 1700 auf die Idee gekommen, das Englische von allen französischen Einflüssen zu reinigen. Das ist ein vollkommen absurder Gedanke. Jene Sprache - und auch dies bitte ich zu bedenken - die sich eigentlich unter allen am weitesten durchgesetzt hat, ist das Produkt einer vollkommenen Mischung von germanischen und romanischen Elementen. Allerdings eine Mischung, die dann zu einer Art von Synthese geführt hat. Auch dies ein Punkt, der später noch zu überlegen sein wird.

Der Umstand, daß man in England keine Akademie mit diesem Ziel gegründet hat, hat allerdings nicht dazu geführt, daß man gleichzeitig die Idee des Sprachverfalls aufgegeben hätte. Ganz im Gegenteil, der bedeutendste englische Sprachwissenschaftler des 18. Jahrhunderts, Dr. Samuel Johnson hat diesen Gedanken in seinem berühmten Wörterbuch von 1775 im Vorwort sehr klar Ausdruck verliehen. Bevor ich dieses Zitat bringe, will ich noch einmal erwähnen, daß es immer ein Schock ist für jede Akademie mit Langzeitvorhaben zu entdecken, daß dieser Mann ein grandioses Wörterbuch **allein** in zehnjähriger Arbeit zustande gebracht hat. Dr. Johnson sagte *Languages like governments have a natural tendency to degeneration*. Man weiss nicht recht, ob er das, wie so oft, als halben Witz gemeint hat. Wenn ich vielleicht ein weiteres Zitat, diesmal aus dem Wörterbuch selbst, bringen darf - er hat uns auch diese wunderbare Definition des Patriotismus gegeben, wo er sagt, es sei die letzte Zuflucht eines Schurken, *the last resort of a rascal*. Man weiß nicht so recht, hat er es ernst gemeint oder hat er es nicht ernst gemeint, und das mag auch vielleicht für das Zitat zur Degenerierung gelten.

Wie war=s in Deutschland? Ich sagte, die Akademie, die es hier gegeben hat, nämlich die unsere, hatte primär nicht das Ziel der Sprachpflege und Sprachreinigung. Es gab aber sehr wohl Leute, die ebendieses Ziel verfolgt haben. Der bedeutendste deutsche Sprachwissenschaftler im 18. Jahrhundert - überhaupt einer der bedeutendsten, die je gelebt haben, er wird gelegentlich ein wenig unterschätzt - war Johann Christoph Adelung. Er hat bedeutende Wörterbücher erstellt - übrigens auch alleine; er hat bedeutende Grammatiken erstellt - auch dies in erstaunlich kurzer Zeit -, und er hat, als eines seiner letzten Werke, eine Zusammenstellung von kurzen Beschreibungen verschiedener Sprachen herausgebracht, mit kurzen Texten, meistens übrigens dem Vaterunser; es ist im Jahre 1806 erschienen und hieß *Mithridates*, und im Vorwort dazu bringt er eine Äußerung, die sehr klar zeigt,

wie trotz Kenntnis sehr vieler Sprachen die Vorstellung vom Sprachverfall und seiner Bindung an den Formenreichtum noch geherrscht hat. Er sagt über das Chinesische, eine Sprache, die er nur am Rande gekannt hat - aber immerhin, er bringt ein längeres Zitat daraus - , über das Chinesische sagt er also: *Der Sineser hat sich durch seine steife Einsilbigkeit den Weg zu jeder höheren Kultur verschlossen, während die Sprache des Huronen und des Grönländers alles in sich trägt, um sich zur Sprache eines Voltaire oder sogar eines Plato zu erheben.* Dieses war im Jahre 1806 - ungefähr zu der Zeit, als der bedeutendste deutsche Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts mit seinen ersten Veröffentlichungen begonnen hat - Jakob Grimm. Jakob Grimm, sie wissen es, ist nicht nur berühmt als Sprachwissenschaftler und Begründer der Germanistik, sondern auch als Märchenerzähler, und der eine oder andere bringt dies auch in einen gewissen Zusammenhang. Ich glaube nicht, daß man dies so sehen sollte; aber es ist doch interessant zu sehen, daß bei Grimm sich in der Frage der Sprache eigentlich immer seine romantische Ader der frühen Zeit und seine positivistische Arbeit der späteren Jahre, der Akademiejahre, denn er war ja ein glanzvolles Mitglied dieser Akademie, überkreuzen. In seinen frühen Äußerungen findet man sehr klare Behauptungen über die Vorzüge der älteren Sprachen. Die alten Menschen sagten, sie sind größer, heiliger, schöner gewesen, und da bezieht er sich auch ganz besonders auf die Sprache. In seinen späteren Äußerungen hingegen hat er ein ganz eigentümlich differenziertes Bild, und zwar spricht er beispielsweise, aber nicht nur dort, im Vorwort zu seiner Sprachgeschichte von 1854 von einem mythischen Gegensatz der Entwicklung, der sich wie in allen Lebensbereichen auch in der Sprache findet - *Verfall im Leiblichen - Aufstieg im Geistigen*. Mit Verfall im Leiblichen meint er in der Tat das Zurückgehen der Formen, mit Aufstieg und Entwicklung im Geistigen meint er die größere Differenziertheit der Darstellungsmöglichkeiten, die eine Sprache allmählich gewinnen kann. Und interessanterweise ist es so, daß Jakob Grimm, von dem wir durchaus auch einige nationalistische Äußerungen haben, das Englische für die vollkommenste aller Sprachen gehalten hat. Er hat - auch dies sehr erstaunlich - die Ausbreitung des Englischen damals ganz klar vorausgesagt, und zwar nicht aufgrund politischer Entwicklungen, sondern einfach weil er von den strukturellen Vorzügen dieser Sprache überzeugt war.

Grimm war nicht der letzte, der sich wertend in diesem Sinne geäußert hat, aber er war einer der letzten. Im Verlaufe der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist es dann mit der Sprachwissenschaft so gegangen wie mit fast allen anderen Wissenschaften. Man hat sich von Wertungen zusehends zurückgezogen. Das gilt für alle Gebiete. Es ist wie beispielsweise in der Biologie. Ich hab vor einiger Zeit mit großem Vergnügen gelesen, daß der grosse Brehm noch vom

Pavian gesagt hat, er sei von Aussehen so hässlich wie vom Charakter schlecht. Ein heutiger Biologe würde das natürlich nicht sagen, er muß sich also mit dem bleichen Grottenolm genauso beschäftigen wie mit dem edlen Panther, und ich glaube, daß mehr Nobelpreise mit der Untersuchung der unscheinbaren Fruchtfliege gewonnen worden sind als mit der des schillernden Eisvogels. Da geht=s der Sprachwissenschaft nicht anders. Man betrachtet die Frage der Wertung als eine, die der Wissenschaft zunächst einmal nicht zukommt. Man muß alles beschreiben, analysieren, erklären, aber nicht werten. Das ist in der Tendenz auch meine Meinung; aber eigentlich ist es eine aus verschiedenen Gründen etwas unbefriedigende Meinung. Der erste Grund ist, daß es offenkundig ein großes öffentliches Anliegen ist, den Verfall der Sprache, die Bewahrung der Sprache, den Ausbau der Sprache zu untersuchen; man möchte vom Wissenschaftler klare Auskünfte dazu haben. Ich bin eigentlich nicht der Meinung, wie Brecht im *Galilei*, daß die Wissenschaft nur den Sinn haben soll, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern; aber sich sozusagen vollkommen zurückzuziehen und keine Aussagen zu den Dingen zu machen, die den Menschen bewegen, das ist auch nicht die rechte Haltung. Für die Sprachwissenschaft heißt das, daß die Sprachwissenschaftler sich auch überlegen sollten, wie all diese Wertungen zustandekommen und ob sie irgendwie gerechtfertigt sind. Und jetzt komme ich zum zweiten Grund: Das ist ja auch gar keine so dumme Frage, ob die Sprachen beispielsweise wirklich gleichwertig sind oder ob bestimmte Sprachstufen gleichwertig sind. Ich glaube zum Beispiel nicht, daß man - sagen wir mal - eine Abhandlung von Habermas ohne weiteres ins Grönländische übersetzen könnte oder ins Tagalog. Ich glaube aber, daß man sie ohne weiteres ins Englische übersetzen kann oder ins Französische; jedenfalls haben das Leute bereits versucht. Die Frage, ob Sprachen gleichwertig sind, ist also nicht so leicht zu beantworten. Der Sprachwissenschaftler sollte eigentlich in der Lage sein, dazu etwas zu sagen.

Es gibt noch einen dritten Grund. Der ist vollkommen emotionaler Natur - aber so geht es ja eigentlich immer - und der ist, daß der Sprachwissenschaftler natürlich auch seine konkreten Erfahrungen mit der Sprache und der eigenen Sprache hat. Da gerät man schon manchmal ins Schleudern mit der Wertfreiheit, wenn man Sachen liest wie die folgenden: *Weiterhin bestimmt man in der main page den key mode, die pitch eg parameter für range, rate scaling und velocity, die pitch fluctuation, die lfo parameter (die wave form wird graphisch dargestellt), das feedback, den key sync und den transpose Faktor.* Da denkt man sich, muß das eigentlich sein? Das ist keine wissenschaftliche Frage, aber doch eine Frage, die einen bewegen kann. Man fängt an, darüber nachzudenken, daß es ja vielleicht unabhängig von dem bloßen Kriterium der Beharrung *Es muß so bleiben, wie es war - wie immer es war, es muß so bleiben!*, daß es neben diesem bloßen Kriterium

der Beharrung vielleicht auch andere Gesichtspunkte geben mag, nach denen man Sprachen und auch die Veränderung von Sprachen betrachten kann.

Bevor man diese Frage allerdings anschneidet, sollte man sich erst einmal überhaupt überlegen, was da eigentlich bewertet wird. Ich habe bis jetzt immer gesagt >die Sprache=. Aber unter >Sprache= kann man sehr unterschiedliche Dinge verstehen, und es ist in der Sprachwissenschaft üblich, zumindest drei Begriffe klar auseinander zu halten. Das eine ist das allen Menschen angeborene *Sprachvermögen* - wie es in einem berühmten Ausdruck des Schweizer Linguisten Ferdinand de Saussure heißt - die *langage*. Das ist etwa die Verwendung des Wortes >Sprache=, wenn man sagt, der Mensch ist das einzige Lebewesen, das eine Sprache hat, das die Fähigkeit zur Sprache besitzt. Nun werden wir alle mit dieser Fähigkeit geboren, aber natürlich nicht mit irgend einer bestimmten Sprache, die müssen wir erst einmal lernen. Deshalb braucht man einen zweiten Begriff von >Sprache= und das ist die *Einzelssprache*, das einzelsprachliche System. Also das Lateinische, das Hebräische, das Russische, das Twi, das Guugu Yimidhirr. All das sind einzelne Sprachen. Das ist ein zweiter Sprachbegriff und es ist ganz klar, daß man unter dem Aspekt der Bewertung da ganz andere Maßstäbe haben muß. Ein dritter Begriff von >Sprache= ist nicht so leicht davon zu trennen, das ist nämlich der Gebrauch, den man von den Möglichkeiten der Sprache im konkreten Fall macht - der *Sprachgebrauch* also oder die Sprachnutzung. Saussure, der schon erwähnte Schweizer Linguist, hat diese beiden letzteren Begriffe als *langue* und *parole* einander gegenübergestellt. Man hat also drei Begriffe: das angeborene Sprachvermögen, die einzelne Sprache, wie beispielsweise das Deutsche und dann die konkrete Nutzung der Sprache, beispielsweise in irgendeinem Rechtstext, in einer Anzeige oder auch in einer Rede, wie beispielsweise dieser hier. Dies muß man sehr wohl auseinander halten, wenn man von Bewertungen redet.

Was können nun vernünftige Kriterien der Bewertung sein? Ich denke, nach einigem Überlegen kommt man auf sehr naheliegende Dinge. Das erste ist zunächst einmal, daß das, was man ausdrückt, genau das wiedergeben sollte, was man eigentlich sagen möchte. Es muß der Sache entsprechen, um die es geht. Es gibt, etwas anders ausgedrückt, so etwas wie eine Verantwortung gegenüber der Sache, die man ausdrücken möchte, und die Sprache muß erstens diese Möglichkeiten bereitstellen, und zweitens muß der Sprecher in der konkreten Situation entsprechenden Gebrauch von diesen Mitteln machen. Verantwortung gegenüber der Sache also. Dies reicht aber nicht, sondern man muß sich auch überlegen, ob das, was man gerade sagt, bei jenem, den man davon überzeugen will oder dem man es mitteilen will, ankommt, ob er es verstehen kann. Es gibt - etwas anders ausgedrückt - so etwas wie eine Verantwortung gegenüber dem Hörer oder auch Leser. Ein besonderer Fall dieser Verantwortung gegenüber dem Hörer ist das, was man ein wenig technischer,

die kommunikative Reichweite nennt. Das Gegenteil dazu wäre etwa ein eng begrenzter Dialekt, der nur von wenigen verstanden wird, anders gesagt, man sollte möglichst im Prinzip viele ansprechen können. Das ist eigentlich nur ein Sonderfall des Kriteriums der Verantwortung gegenüber dem Hörer. Es gibt nun ein drittes Kriterium, das ein bisschen problematischer ist, nämlich daß man nicht nur das sagen sollte, was man eigentlich sagen will, nicht mehr und nicht weniger, und das man es so sagen sollte, das der mit dem man redet, es versteht, sondern es sollte irgendwie vielleicht auch noch schön sein; es gibt, um es so zu sagen, auch irgendwie eine Art Verantwortung gegenüber den Musen. Das ist natürlich sehr problematisch. Man kann bekanntlich über Geschmack nicht streiten - jedenfalls nicht mit Leuten, die keinen haben. Ich glaube aber nicht, daß diese Frage jenseits aller wissenschaftlichen Überlegungen steht; man darf nur nicht sozusagen das eigene Urteil allein in den Vordergrund schieben, sondern man kann sich ja durchaus überlegen, was welchen Leuten unter welchen Bedingungen gefällt. Und dies ist eine Frage, die man durchaus empirisch studieren kann und wo es gute und vernünftige Argumente gibt. Vielleicht gibt es noch weitere Kriterien, die aber vielleicht nicht so wichtig sind. Eines ist sicherlich noch die Einfachheit des Lernens - kann man eine Sprache leicht lernen oder nicht. Dieses Kriterium ist deshalb nachrangig, weil es sich auf jene bezieht, die die Sprache nicht können oder noch nicht können. Es spielt aber dennoch eine große Rolle, wenn man eine zweite Sprache lernt, und der mangelnde Erfolg des Deutschen derzeit hängt sicherlich zu einem großen Teil auch daran, daß es halt nach allgemeiner Auffassung relativ schwer zu erlernen ist, während das Englische - zumindest in den ersten Schritten, vielleicht später nicht - vergleichsweise leicht zugänglich ist. Dasselbe gilt übrigens in etwas anderer Weise für das Erlernen der Schriftsprache in der Schule, also bei unseren Kindern. Wie gesagt, die Lernbarkeit ist sicher auch ein Kriterium, das man bedenken sollte, aber es ist vielleicht ein wenig nachrangig gegenüber den drei genannten, denen, glaube ich, jeder vernünftige Mensch zustimmen würde.

Werden diese Kriterien nun angewandt? Wenn man sich all das so anschaut, etwa die Diskussion über Sprache in der Öffentlichkeit, das was die Menschen an der deutschen Sprache bewegt, kann man eigentlich nicht zu dieser Auffassung kommen. Das, was normalerweise betrachtet wird, sind vergleichsweise marginale Erscheinungen, beispielsweise der Gebrauch einer ganz bestimmten Form, die Rechtschreibung und dergleichen mehr. Ich komme darauf gleich zurück und gebe erst einmal einige Beispiele dafür, wie man die drei Kriterien auf die drei Begriffe *langage*, *langue*, *parole* in der Tat vernünftig anwenden könnte. Was das menschliche Sprachvermögen betrifft, sieht man eigentlich nicht, wie man es bewerten könnte. Es ist uns halt irgendwie gegeben und soweit wir wissen, verändert es sich auch nicht. Wir wissen nicht genau, wann dieses menschliche Sprachvermögen entstanden ist, wir wissen, daß es mindestens fünfzigtausend Jahre her sein muß.

Unsere Akademie hat im Dezember eine Konferenz über den Ursprung der Sprache. Danach werden wir vielleicht mehr darüber sagen können. Was man vielleicht noch bewerten könnte, ist, ob das menschliche Sprachvermögen eher ein Fluch oder ein Segen ist. Das ist vielleicht eine etwas abwegige Frage, wenn Sie sich=überlegen; denn alle unsere höheren kulturellen Leistungen, beispielsweise Akademien wie die unsere, beruhen natürlich auf dem Vermögen der Sprache. Auf der anderen Seite hat uns die Sprache ermöglicht, Wahnideologien zu entwickeln, die dann wiederum ihrerseits zu Massenmorden geführt haben, Ideologien, die ohne die Sprache nie hätten zustandekommen können. Ich denke mir manchmal, wenn die Tiere der Welt einmal eine Abstimmung darüber machen würden, wer eigentlich das verabscheuenswerteste Lebewesen ist, dann glaube ich, hätten wir Menschen hohe Chancen, als No. 1 rauszukommen. Zum Glück haben die Tiere keine Sprache und daher auch kein Stimmrecht. Aber über die Sprache als Sprachvermögen kann man schlecht Wertendes sagen.

Wie ist es nun mit der *langue*, dem einzelsprachlichen System, also beispielsweise Deutsch gegenüber Latein, gegenüber Englisch und dergleichen. Da muß man ein wenig differenzieren, welchen Aspekt man nun im besonderen meint. Alle Sprachwissenschaftler sind sich darüber einig, daß alle Sprachen zwei wesentliche Komponenten haben. Das ist die Lexik, also der Wortschatz, die Wörter, die zur Verfügung stehen, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite die Grammatik. Bei der Grammatik unterscheidet man im allgemeinen noch einmal die Morphologie, das ist im wesentlichen die Flexion, also die Abwandlung von Formen, und die Syntax im etwas engeren Sinne, d.h. die Aufeinanderfolge und der Aufbau von einzelnen Sätzen. Kann man Sprachen im Hinblick auf ihre Lexik bewerten? Ich glaube, diese Frage ist ganz offenkundig zu bejahen. Die Schwierigkeiten, die beispielsweise Otfried von Weisenburg hatte, waren ganz im Gegensatz zu dem, was er gemeint hat, mit Sicherheit keine grammatischen Schwierigkeiten, sondern es waren lexikalische Schwierigkeiten. Er hatte das ungeheure Problem, für viele Wörter, die in den Evangelien auftreten, deutsche, d.h. deutsche im Sinne dieser Zeit, Äquivalente zu finden, und die gab es in vielen Fällen nicht. Sie können sich das ganz einfach überlegen, wenn Sie sich jetzt noch einmal vor Augen führen, wie schwierig es ist, die Bibel in eine bisher nicht geschriebene Sprache zu übertragen. Gibt es irgendwie ein Wort in dieser Sprache, das beispielsweise dem Begriff der Hölle entspricht? Bei Otfried war es in der Tat so, er konnte auf ein derartiges Wort zurückgreifen. Aber in vielen Sprachen gibt es einfach kein Äquivalent. Was tun die Missionare da? Sie müssen irgendetwas erfinden, irgendeine Umschreibung. Oder um ein Beispiel zu nehmen, das vielleicht nicht ganz so offenkundig ist, -nehmen Sie den in der Bibel zentralen Begriff der Liebe, der ja ganz unterschiedliches bedeuten kann im Deutschen: die Liebe zu Gott, die Liebe zu den Kindern, die

Liebe zu dem Ehepartner, zu Freundin, Freund; er bedeutet auch die sexuelle Liebe, und ich habe mich oft gefragt, ob=s nicht häufig passiert ist, daß, wenn irgend jemand das Wort Liebe in Tagalog übersetzt hat, ob es da nicht ganz einfach die sexuelle Liebe bedeutet, sodaß da sehr merkwürdige Deutungen des Gebots *Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!* herauskommen. Wie immer - eines sollte relativ klar sein, der Wortschatz ist ein ganz entscheidender Faktor in der Bewertung einer Sprache: danach *kann* man Sprachen werten. Und der außerordentliche Erfolg des Englischen - ich habe vorhin gesagt, daß es da auch nichtsprachliche Gründe gibt -, aber der außerordentliche Erfolg des Englischen liegt in meinen Augen auch zu einem großen Teil daran, daß es über den reichsten Wortschatz aller uns bekannten Sprachen verfügt. Deshalb ist es wichtig, den Wortschatz zu bereichern und deshalb ist es wichtig, den Wortschatz nicht zu reinigen. Wenn man sich den >Grimm= anschaut, stellt man fest - übrigens etwas, das ich Ihnen sehr empfehlen kann, es ist immer noch ein großes Vergnügen, den >Grimm= zu lesen -, stellt man fest, daß es sehr viele Wörter gibt, die in der Tat verschwunden sind. Freilich ist es so, daß man bei den meisten nicht den Eindruck hat, als würde man sie ernsthaft vermissen, weil andere an ihre Stelle getreten sind. Ich würde eigentlich mal gerne ein Experiment machen. Ein Wort, das mir neulich aufgefallen ist, das mir gut gefallen hat, das im Grimm steht, ist das Wort *dalest*. Das kennt keiner von Ihnen mehr, es bedeutet so viel wie >zu guter Letzt= oder >schließlich=, >endlich=. Also man sagt, nachdem er drei Stunden gesucht hatte, hat er *dalest* ein Paar Schuhe gekauft, oder so etwas. Wenn wir uns alle einigen würden, die - ich glaube - 600 Zuhörenden und ich selbst, von nun an dieses Wort wieder zu gebrauchen, hätten wir zumindest eines wieder erreicht: eine kleine Bereicherung der deutschen Sprache. Ich denke, dies ist überzeugend genug, der Reichtum des Lexikons ist ein ganz entscheidender Wertungsfaktor für das Ausdrucksvermögen einer Sprache.

Wie steht es mit dem anderen Bereich, wie steht es also mit der Grammatik und hier im besonderen mit der Morphologie? Sie werden sich erinnern an das Wort von Otfried, an das Wort von Adelung. Das war ja eigentlich das rote Tuch, jene Entscheidung, die ja in erster Linie Anlass gegeben hat zu der Idee vom Sprachverfall, das diese schönen alten Formen verschwunden und verfallen sind. Und in der Tat liegt es irgendwie nahe, daß, wenn man diese Abwandlungsmöglichkeiten hat, der Ausdrucksreichtum ja doch sehr viel größer sein muß. Das ist übrigens die Meinung praktisch aller Linguisten noch heute. Ich bin mir aber nicht so sicher, daß das im allgemeinen so zutrifft. Ich will einmal ein Beispiel geben, das vielleicht besonders drastisch ist, um den Punkt deutlich zu machen, und dann ein weniger klares, aber gewichtigeres, wo man dasselbe Argument auch machen kann. Im Deutschen haben wir eine Genusunterscheidung, wir sagen *der Löffel, die Gabel, das Messer, das Pult, das Mikrophon, die Flasche* und dergleichen. Diese Genusunterscheidung ist uns sehr heilig.

Sie ist ein wesentliches Element der deutschen Sprache. Es gibt Konsequenzen dann in der weiteren Morphologie, etwa für die Kongruenz. Was würde eigentlich passieren, wenn diese Unterscheidung verschwinden würde, wenn man also einfach immer nur, wie das Englische das tut, einen Artikel hätte? Die Flexion würde sich ein wenig vereinfachen. Würde das Deutsche in seinem Ausdrucksvermögen in irgendeiner Weise leiden? Ich will gar keine Antwort darauf geben. Sie mögen es sich mal für sich selbst überlegen. Nun ist die Genusunterscheidung nicht funktional in dem Sinne, daß sie etwas ausdrücken würde. Aber es gibt sehr viele morphologische Abwandlungen, die in der Tat etwas ausdrücken, und ein gutes Beispiel dafür ist das Tempussystem des Deutschen. Wir haben nicht wie beispielsweise das Chinesische einfach nur ein Wort für *gehen*, *ging*, *gegangen* oder *gehst* und *wirst gehen*, sondern wir können das Wort flektieren, in verschiedene Formen setzen. Dies hat sicherlich Vorzüge, weil wir dadurch klar machen können, ob eine Handlung in der Gegenwart, der Vergangenheit oder in der Zukunft ist, ein bereicherndes Element, das man nicht gerne vermissen würde. Aber es hat auch einige Nachteile; es ist nämlich so, daß es der Sprache etwas Zwanghaftes verleiht. Wenn ich zum Beispiel irgendeine Geschichte erzähle, wenn ich zum Beispiel sage *Gestern, als ich hier über den Gendarmenmarkt gegangen bin, da ist mir etwas Merkwürdiges passiert ...*, da ist eigentlich vollkommen klar, daß alles, was kommt, in der Vergangenheit ist. Ich kann mir aber nicht, wie andere Sprachen das können, eben zum Beispiel Chinesisch, diesen Hinweis schenken, sondern ich muß in jedem Satz wiederum die Vergangenheit markieren. Die Sprache hat also auf diese Art und Weise zwar in einem gewissen Sinne eine Bereicherung, aber sie hat zugleich etwas Zwanghaftes. Sie *zwingt* uns, etwas auszudrücken, die Struktur unserer deutschen Sprache *zwingt* uns, etwas auszudrücken, was auszudrücken eigentlich vollkommen überflüssig ist. Hier ist es vollkommen klar, und man würde eigentlich sagen, daß eine Sprache, die zwar die Möglichkeit hat, aber diesen Zwang nicht, eigentlich eine bessere Sprache ist. Ich weiß nicht, wie Sie dazu denken, aber es scheint mir zunächst einmal ein naheliegender Gedanke zu sein. Der berühmte Linguist Roman Jakobson hat einmal gesagt, daß sich die Sprachen nicht so sehr durch das unterscheiden, was sie ausdrücken können, sondern durch das, was sie ausdrücken müssen. Und dieses Zwänglerische der Sprache ist nicht unbedingt als ein Vorzug zu sehen. Statt also den Verlust mancher Flexionsformen als Verfall anzusehen, sollte man das vielleicht eher als einen Gewinn betrachten, weil sie uns eine größere Flexibilität im Ausdruck erlauben, also in der Tat erlauben, genau das zu sagen, was wir wollen. Und wir haben ja auch Adverbien, also Wörter wie *gestern* oder *vor drei Tagen* und dergleichen, wenn wir die Zeit eines Geschehnisses deutlich machen wollen. So viel zu dem Aspekt *langue*, also zu der Sprache und der Art und Weise, wie man die Sprache als System bewerten kann.

Nun kommt es in vielerlei Hinsicht gar nicht darauf an, welche Möglichkeiten eine Sprache uns eröffnet, sondern darauf, welchen Gebrauch man davon macht. Das Deutsche hat zwar vielleicht nicht so viele Wörter wie das Englische, aber doch auch hunderttausend oder zweihunderttausend - kann man sich drum streiten -, aber das Problem ist ja, daß die meisten Leute nur einen verschwindend geringen Teil davon verwenden. Man hat gezählt, daß z. B. in Adenauers Memoiren achthundert verschiedene Wörter vorkommen. Das ist nun ein ganz extremes Missverhältnis, aber ich glaube Goethe als der wortreichste deutsche Dichter überhaupt, der auch sehr viel geschrieben hat, hatte ungefähr sechzehn- bis zwanzigtausend. Wenn das Goethewörterbuch fertig ist - das wird noch ein wenig dauern - werden wir das ganz genau sagen können.² Jedenfalls bleiben alle, selbst die elaboriertesten Sprecher, wesentlich hinter diesen Möglichkeiten zurück. Deshalb ist eine interessantere Frage der Sprachbewertung nicht so sehr das Potential, als das, was der einzelne in gegebenen Fällen davon nutzt. Und ich will auch hier einige Beispiele betrachten, wie man dies wertend ansehen kann.

Ich fange vielleicht einmal mit einem Punkt an, den Sie alle kennen aus den Feuilletons. Wenn man sich anschaut, was dort so kritisiert wird, dann sind es unter anderem Wörter, die allgemein als hässlich empfunden werden, wie zum Beispiel *beinhalten*. Aber ein ganz klassischer Fall sind auch Wörter, die man dort als >Füllwörter= oder als >Füllsel= bezeichnet. Sie kennen das alle, z.B. *irgendwie* oder *schlechthin* oder *eigentlich*, also daß man so Dinge sagt wie *eigentlich gefällt=s mir gut hier* oder *mir ist irgendwie kalt* und dergleichen. Das wird kritisiert: >*Ist Dir jetzt kalt, ist Dir nicht kalt?, Gefällt=s Dir oder gefällt=s Dir nicht hier?* - dann sag=s auch klar!= Ich weiß nicht, ob die Leute, die derlei schreiben, sich das mal überlegt haben. Mir scheint es ist ein erheblicher Unterschied, und den kann ich sehr gut nachfühlen, ob jemand sagt, *Eigentlich gefällt=s mir gut hier* oder ob er sagt *Mir gefällt es gut hier*. Wenn jemand sagt *Eigentlich gefällt=s mir gut hier*, also ein Füllwort dieser Art dranhängt, dann denkt man >na ja, es kommt noch was, also, eigentlich will er vielleicht sagen *Eigentlich gefällt=s mir nicht gut hier*=. Wenn man solche Wörter vermeiden würde, wenn man sie gar aus der Sprache überhaupt rausstreichen würde, wenn man also all diese Füllsel weglassen würde, würde man sich eine ganz wesentliche Differenzierungsmöglichkeit nehmen in diesen Fällen. Das heißt, die Möglichkeit - das war mein erstes Kriterium -, genau das auszudrücken, was man ausdrücken will, würde einfach wegfallen. Es wäre ebenso verständlich, denke ich mir, aber es würde ein Ausdrucksmittel wegfallen. Ist es, das war das zweite Kriterium,

²Hier habe ich mich geirrt; wie mir Herr Mattausch, der Leiter des Goethe-Wörterbuchs der Akademie nach dem Vortrag sagte, war Goethe wesentlich wortreicher als ich dachte. WK.

weniger verständlich, wenn man solche Wörter verwendet? Ich glaube, daß kann man niemandem weismachen, das versteht jeder sehr gut, der Deutsch kann. Ist es schön oder nicht, da freilich können die Meinungen sehr geteilt sein. Aber es ist ein ästhetisches Urteil, das in diesem Falle - ich habe wirklich ein verbreitetes Beispiel gewählt - sehr sehr schwer nachzuvollziehen ist. Das war ein einfaches Beispiel dafür, daß man diese Dinge nach vernünftigen Kriterien vielleicht ein wenig differenzierter betrachten muß. Die Verwendung von solchen Wörtern ist keineswegs ein Zeichen von schlechtem Deutsch, sondern es ist eigentlich ein Zeichen von differenziertem Ausdrucksvermögen.

Jetzt betrachte ich einmal ein ganz anderes Beispiel, bei dem man auch die Spannung zwischen den verschiedenen Kriterien der Bewertung gut sehen kann, und das ist die Sprache des Rechts. Wir alle kennen Beispiele, wo irgendwelche Paragraphen oder Verwaltungstexte so sind, daß kein vernünftiger Mensch sie verstehen kann. Also wir lesen=s gelegentlich im >Spiegel= hinten drin, im >Hohlspiegel=, wir amüsieren uns immer königlich darüber, und es ist ja auch in gewisser Weise ein öffentliches Thema, sich darüber zu mokieren. Aber die Sache ist eigentlich nicht so einfach. Wenn man nämlich mit einem Juristen darüber redet, dann wird der sagen, na ja, vielleicht könnte man das einfach sagen oder einfacher sagen, aber dann würde es nicht mehr das sagen, was es sagen soll. Das heißt, für juristische Zwecke müssen Sachverhalte einfach in einer bestimmten Weise formuliert werden, weil man sonst eben dieser Verantwortung gegenüber der Sache - wie ich es vorhin genannt habe - nicht mehr gerecht würde. Es stellt sich natürlich trotzdem die Frage, ob man nicht beide Verantwortungen, nämlich die Verantwortung dem Leser, dem Adressaten gegenüber und die Verantwortung gegenüber der Sache irgendwie in Einklang bringen kann. Wie Herr Simon vorhin gesagt hat, hat die Akademie gerade gestern die Einrichtung einer interdisziplinären Arbeitsgruppe >Sprache und Recht= beschlossen, die sich genau dieses Thema einmal vornehmen soll, die also nicht einfach die Sprache des Rechts kritisieren soll, sondern untersuchen soll, was geschieht, wenn man Texte in bestimmter Weise paraphrasiert, die auch untersuchen soll, wie unterschiedliche Adressaten beispielsweise Laien und Richter ganz bestimmte Texte in bestimmten Zusammenhängen interpretieren, wie sie einzelne Wörter deuten und wie die Verschiedenheiten in der Interpretation da zustande kommen können. Ich begnüge mich mit diesen Beispielen und komme jetzt zu dem Punkt, den ich vorhin schon angekündigt habe.

Ist es so, daß tatsächlich in der Sprachkritik, in der öffentlichen Diskussion über die Sprache solche Bewertungskriterien wie die eben genannten herangezogen werden. Die Antwort ist, glaube ich, ganz klar: *Nein*. Wenn Sie sich einmal im Feuilleton umsehen, was kritisiert wird, was diskutiert wird, dann geht es um andere Probleme, und wenn Sie - und jetzt komme ich auf den Punkt, mit dem

wahrscheinlich schon viele von Ihnen hier gerechnet haben - wenn Sie sich die lebhafteste Diskussion, die hitzige, die kriegerische Diskussion um die Rechtschreibreform einmal ansehen, dann kommt man zu der Meinung, daß solche Kriterien eigentlich überhaupt keine nennenswerte Rolle spielen. Ich will das vielleicht am Beispiel der Rechtschreibreform ganz kurz einmal erläutern. Ich schicke übrigens eins voraus, damit nicht falsche Meinungen hier entstehen: Ich bin weder ein Anhänger noch ein Gegner der Rechtschreibreform, das einzige was mich wundert ist, wie die Leute sich darüber so echauffieren können. Ich nehme mal eines der typischen Beispiele der Rechtschreibreform, da ist ja bekanntlich vorgesehen, daß das alte >scharfe s= das ß [durch Geste angedeutet], unter bestimmten Bedingungen weggelassen werden soll. Das Wort *Schluß* beispielsweise soll in Zukunft mit zwei s geschrieben werden, wie man es in der Schweiz übrigens schon lange tut. Ist das gut oder schlecht?

Betrachten wir das einmal unter diesen drei Kriterien: wenn ich irgendwie einen Satz bilde, einen Text bilde und schreibe dann *Schluss* mit zwei s, ist dies der Sache weniger gemäß oder gemäßer als zuvor? Drückt=s dieselbe Sache besser aus oder schlechter? Die Überlegung ist einfach absurd. Es drückt sie genau so gut aus. Ist es verständlicher oder ist es unverständlicher für irgendeinen Leser oder Hörer? Da würde man natürlich auch sagen, na ja, das ist ganz schnurz, das ist ganz offenkundig gleichgültig. Vielleicht ist diese Frage nicht ganz trivial, denn ein Argument, das oft gebracht worden ist, ist, daß man dann ältere Schriften, also Sachen, die im vergangenen Jahrhundert oder bis vor kurzer Zeit geschrieben worden sind, nicht mehr so gut lesen kann. Ich selbst halte diese Überlegung für ganz abwegig. Ich glaube, daß sich kein einziger Mensch davon abhalten läßt, Jean Paul zu lesen oder Kleist, nur weil auf einmal *Schluss* mit zwei s statt mit einem scharfen s geschrieben wird. Ich glaube, daß es überhaupt kein nennenswertes Kriterium dafür gibt; es ist genauso verständlich wie vorher, es ist genauso klar wie vorher. Ist es schöner, das ist die Verantwortung gegenüber den Musen, oder weniger schön? Das ist eine Geschmacksfrage vielleicht. Wenn man sich ein wenig mit der Geschichte der Schrift und Schriften beschäftigt hat, dann muß man sagen, daß dieses Zeichen einfach ein Eindringling ist, das es eigentlich ursprünglich nicht vorgesehen war, nicht anders als die Großschreibung, die ja auch eine Vermengung zweier Schriften ist. Ein Sprachpurist also, jemand der die deutsche Sprache reinigen will, der müsste diese Elemente auf jeden Fall daraus entfernen. Ich selbst bin kein Purist, ich habe da keine entschiedene Meinung. Es gibt vielleicht noch ein letztes Kriterium, das man hier anwenden kann, das ich vorhin so als nachgeordnetes Kriterium angeführt habe; das ist das der Lernbarkeit. Ist es für Kinder leichter, ist es für Ausländer beispielsweise, die unsere Sprache lernen, leichter - und ich glaube, die Antwort ist ganz eindeutig ja, es wird leichter. Es wäre noch leichter, wenn man also nicht noch Ausnahmen

zuliebe, sondern einfach wie in der Schweiz üblich, in all diesen Fällen ein doppeltes ss schreiben würde. Man würde einfach ein Hindernis beseitigen. Nun bin ich nicht der Meinung, daß man den Kindern unbedingt das Leben unter allen Umständen leichter machen sollte, oder leicht machen sollte; aber ich denke, man könnte vielleicht etwas Zeit sparen, um ihnen etwas Wichtigeres und Bedeutenderes beizubringen.

Ich habe vorhin gesagt, ich bin weder ein Anhänger noch ein Gegner der Rechtschreibreform. Aber es wundert mich einfach, mit welcher Leidenschaft die Kämpfe hier gefochten werden, und das bringt einen doch irgendwie ins Nachdenken, jedenfalls als Sprachwissenschaftler von Beruf. Weshalb regen sich die Leute gerade über eine solche Sache so ungeheuerlich auf? Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Aber ich habe einige Überlegungen dazu, die ich Ihnen zum Abschluss, noch etwa drei Minuten, vortragen will. Ich glaube nämlich, das hängt mit unserem Anfangspunkt zusammen, mit der Frage, wie man überhaupt über Sprache und Sprachliches denkt, und zwar sowohl als Laie wie zu einem gewissen Teil durchaus auch noch als Wissenschaftler. Das Ausgangsfaktum der Sprache ist zunächst einmal, wie vorhin gesagt, daß wir alle von Natur aus die Gabe haben, eine Sprache zu lernen. Dieses biologisch gegebene Sprachvermögen setzen wir dann ein, um in einer bestimmten sozialen Umgebung die Sprache eben dieser sozialen Umgebung zu lernen. Das heißt, wir eignen uns bis zu einem gewissen Alter, vier, fünf Jahren, ein bestimmtes sprachliches Verhalten an. Dieses sprachliche Verhalten muß mit dem der sozialen Umgebung nicht vollkommen übereinstimmen, aber es muß so übereinstimmen, daß eine Verständigung möglich ist, zumindest in Grenzen möglich ist. Das schließt nicht aus, daß man gewisse Abweichungen davon hat. Wenn es das nämlich nicht gäbe, würde sich eine Sprache niemals entwickeln, sondern man würde einfach immer wieder wie ein Tonband dasselbe weiter reproduzieren. Wir alle haben jedenfalls in einem bestimmten Lebensalter die Fähigkeit zum sprachlichen Verhalten, also die Fähigkeit, unsere Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und dergleichen in Laute umzusetzen, und wie durch ein Wunder - und das ist es eigentlich - sind diese Gedanken, Wünsche und Hoffnungen bei irgendwelchen anderen angelangt. Das ist der Ausgangspunkt. Zu diesem sprachlichen Verhalten kann man nun, um mal ein berühmtes Begriffspaar zu borgen, ein >naives= und ein >sentimentalisches= Verhältnis haben. Das naive Verhältnis ist das, das der normale Sprachbenutzer hat, das auch jeder Sprachbenutzer hat, dessen Sprache keine Schriftsprache ist. Das sentimentalische Verhalten ist jenes, das einsetzt, wenn man aus irgendeinem Grunde angehalten wird, über die Sprache selbst nachzudenken. Diese Erfahrung haben wir alle, die wir eine Schriftsprache gelernt haben, allerspätestens in der Schule gemacht. Und ich glaube, die Art und Weise, wie sich unser Bild von der Sprache in der Schule formt, ist auch der Quell der Idee vom

Sprachverfall, vom möglichen Sprachverfall und als eine besondere Ausuferung der großen Erregung über die Rechtschreibung und ihre Bedeutung.

Dieser Prozess ist nicht ganz einfach zu beschreiben. Es ist ein Prozess der Vergegenständlichung und der Verrechtlichung des unmittelbaren naiven sprachlichen Verhaltens. Zu diesem Prozess gehören zumindest die folgenden Stücke. Zunächst muß es einmal so sein, daß eine bestimmte sprachliche Erscheinung gleichsam auffällig wird, daß man nicht nur einfach redet, sondern sie auch beachtet, das sie eben als eine Erscheinung, sozusagen als *Gegenstand*, vor Augen tritt. Das sieht man übrigens sehr oft bei Kindern zu einem gewissen Lebensalter, wo sie nicht nur einfach etwas sagen, sondern sich darüber wundern, daß man gerade so sagt. Wir alle aber haben diese Erfahrung allerspätstens in der Schule dann gemacht, wenn wir direkt darauf hingewiesen werden. Das ist der erste Schritt; es müssen bestimmte sprachliche Erscheinungen >metasprachlich sichtbar= werden. Der zweite Schritt ist, daß man diese sprachlichen Erscheinungen irgendwie als *Teil eines Ganzen* zu empfinden beginnt, also nicht nur als eine Einzelercheinung, ein merkwürdiges Wort, sondern es entsteht der Gedanke: es gibt so etwas wie >die Sprache= dahinter. Der dritte Schritt ist, daß man dann versucht, diesen noch sehr sehr vagen Begriff der Sprache und von zusammengehörigem Sprachlichem klar abzugliedern, zu sagen, dieses gehört zur Sprache, dieses ist die deutsche Sprache, dieses ist die französische Sprache. Dieser Schritt ist schon wesentlich problematischer, denn was sind eigentlich die Entscheidungskriterien dafür, daß man irgendetwas zur deutschen Sprache rechnet? Man würde zunächst einmal sagen, na ja, das ist das, was die Deutschen halt so reden. Aber die Frage ist durchaus nicht trivial. Wenn Sie sich einmal überlegen, welche Leute hier in Berlin Deutsch reden und in welcher unterschiedlichen Form, dann ist es sehr schwer zu sagen, was eigentlich das Deutsche ausmacht. Wenn Sie beispielsweise einen Gegenstand, der ein wichtiger Teil meiner eigenen Forschung ist, die Sprache ausländischer Arbeiter, betrachten, würde man die zum Deutschen schlagen wollen? Wahrscheinlich nicht, aber was ist letzten Endes das Kriterium dafür? Kann es eine strukturelle Eigenschaft sein oder sonst irgendwie etwas. Es ist nicht leicht zu entscheiden.

Damit kommen wir zum letzten Schritt. Sobald dieses Begriff - der Begriff der deutschen Sprache, der französischen Sprache und dergleichen - in irgendeiner Weise konstituiert ist, müssen einzelne Züge gleichsam Rechtskraft erlangen: der Verstoß gegen bestimmte vorgegebene Eigenschaften dieser Sprache wird sanktioniert. Und dies ist das, was in der Schule geschieht, bei uns allen in der Schule geschehen ist. Der Punkt, an dem es am deutlichsten wird, ist mit Sicherheit die Rechtschreibung. Die Rechtschreibung, der Umstand, daß man in einer ganz bestimmten Weise schreiben muß - das ist die erste große normative Erfahrung eines jeden Kindes außerhalb des

Elternhauses. Die Rechtschreibung aber ist in vielen Punkten ganz willkürlich. Es gibt keinen tieferen Grund, ob man *Schluss* mit zwei s oder mit scharfem s schreibt, ob man *rauh* am Ende mit oder ohne h schreibt, also ohne h wie *Frau* und *genau*, oder mit h, wie es jetzt ist. Es gibt keinen tieferen Grund; der einzige Grund, daß ein Kind dies lernen muß, ist, daß der Lehrer es ihm so sagt. Und er sagt=s ihm. Du mußt das lernen, weil=s so im Duden steht. Es ist keine Norm, die sich aufgrund ihres eigenen Sinnes selbst trägt, sondern es ist eine Norm, weil es eine Norm ist. Und ich glaube, dieses prägt sich ganz eminent ein. Das Merkwürdige an diesem Prozeß der Vergegenständlichung und der Verrechtlichung ist eigentlich, daß es keine rechten Instanzen gibt, die darüber entscheiden. Das hat sich in ganz merkwürdiger Weise herausgebildet, und ich will auch das noch einmal an einem etwas anderen Beispiel kurz erläutern. Ein Fall, er oft diskutiert wird, das ist die Wahl des Kasus bei Präpositionen. Im Deutschen ist es so, daß die Präpositionen manchmal zwei Kasus haben, dann hat es eine funktionale Differenzierung. In *vor dem Tisch*, *vor den Tisch* oder *in das Haus* oder *in dem Haus* drückt die Entscheidung zwischen Akkusativ und Dativ einen Bedeutungsunterschied aus, und das ist oft wichtig. Aber es gibt auch Präpositionen, die halt zwanghaft einen bestimmten Kasus vorgeben, und sie könnten auch einen anderen haben. Das klassische Beispiel dafür ist *wegen*: *wegen dem*, *wegen des*. Das Gegenbeispiel ist *trotz*: *trotz dem*, *trotz des*. Das Kuriose in dieser Sache ist, daß *trotz*, bei dem sich heute der Genitiv durchgesetzt hat, ursprünglich eigentlich den Dativ verlangt hat. Man sagte also ursprünglich *trotz dem guten Wetter*. Man kennt=s noch heute an der Bildung *trotzdem*. Bei *wegen* sehen wir genau den umgekehrten Prozeß, d.h. die Form *wegen dem* ist inzwischen sehr üblich in der gesprochenen Sprache geworden, aber sie ist nach wie vor in gewissen Grenzen sanktioniert. Die Frage, die ich hier diskutieren will, ist eigentlich nicht, ist dies richtig oder falsch, sondern die Frage ist, wie kann man das eigentlich überhaupt entscheiden, was die richtige Form ist, und die ehrliche Antwort darauf wäre zu sagen: Das weiß man nicht. Das einzige Kriterium letzten Endes ist das Verhalten der einzelnen Sprecher, das sie so sagen oder so. So würde man natürlich nicht sagen, sondern wir sagen *Ja, im Duden, da steht, wie es heissen muß*. Aber woher wissen die Macher des Dudens, wie das eigentlich heißen muß? Die Macher des Dudens sind ja auch Menschen, die man genau aufzählen kann, vier oder fünf, und das sind keine Götter, sondern die lesen den AMannheimer Morgen® und noch einige andere Zeitungen und sagen >Aha, immer mehr Leute sagen *wegen dem*, jetzt wollen wir=s zulassen=. Aber das ist natürlich eine relativ willkürliche Entscheidung. Man könnte es genau umgekehrt sagen. Es gibt keinen Richter in dieser Angelegenheit, und gerade weil es keinen Richter gibt, gibt es letzten Endes nur eine Möglichkeit, die über alle Kriterien, über alle Zweifel erhaben ist: *Man bleibe bei dem, was immer war*. Da kann

man sicher sein. Auf Deutsch war es immer so, daß es hieß *wegen des*, und so muß es denn auch sein. Die wahre Quelle des Mythos vom Sprachverfall, die Idee, daß die Sprache schlechter wird, wie auch die wahre Quelle dieser ungeheuren Entrüstung über die Rechtschreibreform ist genau dies: es ist die ursprüngliche normative Erfahrung zum einen und zum andern der Umstand, daß eigentlich nur die Beharrung uns ein gewisses Maß an Sicherheit gibt.

Das könnte man vielleicht noch verstehen, wenn es dann nicht zu einigermaßen absurden Konsequenzen in einer Reihe von Punkten führen würde. Ich denke, wenn z.B. irgend jemand sagen würde *21 ist eine Primzahl*, dann würde er sich lange nicht so lächerlich machen wie wenn er sagen würde, *23 ist eine Primzahl*, >Prim= aber mit ie schreiben würde: Priemzahl. Nun könnte man sagen, daß jemand Prim mit ie schreibt, das kann nur ein Dummkopf. Aber es zeigt eine eigentümliche Wertung - daß man denkt, jemand, der etwas Falsches sagt, etwas offenkundig Falsches sagt, der ist höher zu achten als jemand, der etwas Richtiges sagt oder schreibt, aber in einer schlechten Schreibweise.

Nun, ich bin mir sicher, daß, was ich hier so erzähle, letztlich keinen einzigen Menschen überzeugen wird. Deshalb dachte ich mir, vielleicht sollte ich mir eine Stütze nehmen, eine wirkliche Autorität, und ich habe jemanden gefunden, der diesen Gedanken eigentlich noch in sehr viel klarerer Form formuliert hat, eine der größten Autoritäten des Abendlandes, der auch noch den Vorzug hat, ein Heiliger zu sein und drittens eine hervorragende Sprache zu sprechen und diese Sprache auch noch sehr gut, denn er war ein Lehrer der Rhetorik. Ich meine den Heiligen Augustinus. Und der hat sich genau zu dieser Angelegenheit geäußert. Er hat nämlich gesagt:

Vide, domine deus meus, et patienter, ut vides, vide, quomodo diligenter observent filii hominum pacta litterarum et syllabarum accepta a prioribus locutoribus, et a te accepta aeterna pacta perpetuae salutis neglegant: ut qui illa sonorum vetera placita teneat aut doceat, si contra disciplinam grammaticam sine adspiratione primae syllabae hominem dixerit, magis displiceat hominibus, quam si contra tua praecepta hominem oderit, cum sit homo.

Oder um es in einer weniger vollkommenen Sprache auszudrücken: >Schau an, Herr, schau in Deiner gewohnten Langmut, wie sorgfältig die Menschen die von den früheren Sprechern übernommenen Regeln der Silben und Buchstaben befolgen und die von Dir übernommenen Regeln des göttlichen Heils missachten, so daß jemand, der [...] gegen die Vorschrift der Grammatik das Wort Mensch >homo= ohne ein h am Anfang ausspricht, seinen Mitmenschen mehr missfällt als

jemand, der gegen Deine Vorschrift seinen Mitmenschen, der doch ein Mensch ist, hasst.=

Das ist vielleicht ein wenig hochgestochen gesagt. Man darf vielleicht auch daraus nicht folgern, daß der Heilige Augustin überhaupt nichts davon gehalten hätte, sich gut auszudrücken, ganz im Gegenteil. Wenn man nämlich seine Schriften liest, sieht man, daß er sich außerordentliche Mühe gegeben hat, klar zu schreiben, genau das auszudrücken, was er sagen wollte, und verständlich zu schreiben. Er wollte nur ein wenig die Werte zurechtrücken. Und ich denke, wenn wir alle uns, wenn wir etwas sagen oder etwas schreiben, ein bißchen überlegen würden: >sage ich wirklich das, was ich meine, sage ich es so, daß es mein Gegenüber verstehen kann, sage ich es vielleicht auch noch schön, daß es gefällt?=- wenn wir alle dies tun würden, dann würden wir zwar nicht den Sprachverfall bekämpfen, denn das ist nicht nötig, aber wir würden *unsere* Sprache verbessern.